

Was tun, wenn der Tod ...

Kleiner Versuch über das Sterben

Von **Peter O. Chotjewitz** (14. Juni 1934 – 15. Dezember 2010)



Foto © Lukas Stark

Kürzlich im Bett

Der Tod betrat beim Morgenrot mein bescheidenes Arbeits- und Schlafzimmer, wo ich tief und traumlos schlief. Nichts Böses ahnend. Mahnend hob er den Zeigefinger.

„Ich habe für dich eine frohe Botschaft.“

Ich knurrte: „Verpiß dich!“

„Also gut“, sagte er milde, „ich will es kurz machen, damit du weiterschlafen kannst. Du hast noch so lange zu leben, bis zu wieder einschläfst.“

Sofort war ich hellwach, blieb aber im Bett. Ich fürchtete umzufallen. Außerdem wollte ich nachdenken und das kann ich nur im Liegen.

„Wo bin ich? Träume ich? Bin ich in einem Märchen?“

Ein Blick auf die Wand belehrte mich. Der erste Sonnenstrahl hatte den Schatten des Todes auf die Wand geworfen und da hing er nun. Mit Sense. Ich eilte auf den für Stuttgart typischen Küchenbalkon, holte den Staubwedel. Nichts zu machen. Kein Gewedel half gegen das alttestamentarische Menetekel.

Einleitung

Ich könnte die Geschichte nun weiterspinnen. Wie ich mich ordentlich anziehe – man will schließlich einen guten Eindruck machen, wenn die Trauergäste eintreffen –, wie ich mir aufschreibe, was ich noch alles erledigen muß – Termin beim Zahnarzt absagen, Schreibtisch aufräumen, Mülleimer runtertragen, Testament machen, Sonnenuntergang nicht verpassen –, wie ich meiner geliebten Ehefrau das bevorstehende Ereignis verkünde et cetera.

Ich tue es nicht, spinne nicht weiter, um meiner Meditation zum Thema „Was tun, wenn der Tod“ nicht eine übertrieben literarische, sagen wir: kafkaeske Richtung zu geben. Ich will nur einige Gedankensplitter vortragen, die ich mir an jenem Vormittag aufgeschrieben habe.

Der Tod in Person

Daß der Tod in Person auftreten kann, wie ein tödliches Bakterium, war früher weit verbreiteter Glaube. Der Kandidat, meist männlich, sitzt bei Tisch, gut gelaunt, Gevatter Hein kommt rein.

„Grüß Gott, würdest du bitte mitkommen.“

„Momentchen, erst aufessen.“

„Aufessen kannst du, wenn du tot bist.“

Ein falsches Wort und schon haben wir die schönste Disputation.

Gevatter Hein ähnelt in dieser Geschichte dem heiligen Expeditus – ein Apokryphling, der im Rheinland verehrt wird. Sie kennen ihn aus dem Gedicht von Morgenstern.

„Expedito, o, Geschwister,
heißt er,
und ein Heil'ger ist er ...“

Er hilft nicht selber, hat aber die Macht, beim Vollstreckungsbeamten ein gutes Wort einzulegen. Das heißt, er läßt mit sich reden.

Sterben im technischen Zeitalter

Die leibhaftige Erscheinung des Todes läßt auf ein engeres Verhältnis zu dieser Kunstfigur schließen, als wir Heutigen es haben. Der vorindustrielle Mensch konnte seinem tödlichen Gegner noch ins Auge blicken. Auch der Tod bekam dadurch ein Gesicht.

Die heutigen Todbringer sind zumeist unpersönlich – ein Auto, eine Aktie, die ein Stück der Fabrik repräsentiert, die das tödliche Gas verbreitet. Der Schütze mit dem Nachtsichtgerät, der uns ein rechnergesteuertes Projektil zwischen die Augen jagt, vielleicht sogar geräuschlos.

So kommt es, daß wir uns keinen Tod mehr vorstellen können, der uns weckt oder beim Essen belästigt.

Zwischenbemerkung

Lassen Sie mich noch etwas von meinem Schlafverhalten erzählen. Man sagt ja, der Schlaf sei des Todes kleiner Bruder, was übrigens auch für den Abschied gilt – „jeder Abschied ist eine Art Tod“, schreibt Kessler. Jeder kennt diese Platitüden, was nichts daran ändert, daß ich jedes Mal eimerweise Abschiedstränen vergieße.

Wie ich schreibe

Ich habe oft solche dummen Träume wie den beschriebenen. Sie sind mir nicht unwillkommen. Manche dienen mir als Anregung für meine Romane und gelegentlich schreibe ich sogar im Schlaf. Ich brauche dann nur noch aufzuwachen, um zu notieren, was ich im Traum geschrieben habe, denn natürlich beherrsche ich auch die Kunst, an jeder beliebigen Stelle aufzuwachen. Eine praktische, auch zeitsparende Arbeitsmethode.

Der Traum vom Tod

Der Traum, wie ich ihn kenne, endet nie tödlich. Ich verpasse Züge, renne in Sackgassen, steige Wendeltreppen hinauf, die immer enger werden, rutsche mit dem Bauch übers Pflaster, wenn ich zu fliegen versuche, doch sobald ich einen endlosen Abgrund hinunterstürze, kriege ich plötzlich die Kurve. Die Erfolglosigkeit all meiner Bemühungen ist meinem Traumbewußtsein eingeschrieben.

In einem Stück von Shakespeare behauptet jemand, das Leben sei nur ein Traum. Wenn das so sein sollte, frage ich mich, ob auch der Tod nur ein Traum sei. Oder ist er dann die Wirklichkeit? Trotzdem weiß ich, daß auch ich nicht weiß, was ich tun werde, wenn der Tod.

[...]

Der Tod und der Dichter

Den richtigen Dichter interessiert nicht die Frage *whodunnit*. Der Tod ist eine Kleinigkeit, die man vernachlässigen kann.

Helmut Mader in *Selbstporträt mit Christopher Marlowe*:

„Also – ich trieb mich rum um ein Grab.“

Samuel Beckett: „Man gebiert rittlings über dem Grabe. Der Tag eine Sekunde und dann von neuem die Nacht.“

Einen Unterschied machte Beckett, wie man sieht: Das Leben ist hell. Als Mader einmal sterbenskrank war, schrie er herum.

„Niemand kümmert sich um mich!“

Ja, was denn nun?

Sterben Dichter früher?

Vielleicht kommt es mir nur so vor, daß Dichter früher sterben. Andere Leute interessieren mich weniger. Ich bin umgeben von toten Dichtern, die jetzt in meinem Alter wären.

Manchmal memoriere ich ihre Namen. Nur die, mit denen ich befreundet war. Eine endlose Latte. Hermann Kesten, der wie mein Vater war, sagte mal: „Das Traurige am Altern ist: Bald bin ich ganz alleine.“

Als Dichter kann man mehrfach sterben. Vor neun Jahren hatte ich eine Lesung im Rathaus. Zwei ältere Damen standen vor dem Plakat. Ich stand dabei. Sie kannten mich nicht. Die eine sprach: „Ich dachte, der wäre schon tot.“

Ich war gerührt. Sie hatte mich gekannt.

Daß in der Belletristik so viel gestorben wird, hat zumeist dramaturgische Gründe. Liebe und Tod sind interessanter als Windelnwaschen. Was wäre ein Krimi ohne Leiche, ein Katastrophenszenario ohne Liebe. Sie sind Alpha und Omega.

[...]

Sterben leicht gemacht

Mir scheint, nach Reisen, Gesundheit und Kochen ist Sterben das viertgrößte Segment im Sortiment. Google, der Pegel für alles und jeden, liefert zum Stichwort *Sterben* 800 000 Einträge, darunter auch die Site „Dessous zum Sterben“ und Vorlagen für Trauerreden. Trauern nach Rezept. Man braucht nur die individuellen Daten einzusetzen.

Bei den Sterbebüchern halten die Belletristen tapfer mit: *Letzte Grüße* (Grass), *Letzte Tänze* (Kempowski) oder umgekehrt. Vor allem ältere Autoren beschäftigt das Thema, wie Sie sehen. Die Augenblicke des Todes gehörten seit jeher zu den Höhepunkten der Literatur als Substitut für reales Erleben. Liebe und Tod sind in Wirklichkeit selten so schön wie auf der Bühne, im Film. Hier findet der Autor immer dankbare Abnehmer.

Der Boom der Sterberatgeber ist hingegen eine Folge des modernen Sterbens. Ein Sterbender im Haus ist manchmal lästiger als ein voller Mülleimer. Die alten Rituale sind aus der Mode gekommen. Die Totenwachen, Klageweiber, das Verhängen der Spiegel. Kein Totenvogel mehr. Kein kalter Lufthauch, der durch die Zimmer streicht. Stattdessen Gerätemedizin. In den letzten Minuten die Anonymität einer Besenkammer und ein offenes Fenster. Auch im Winter. Da stirbt es sich flotter.

Fortsetzung des Berichts

Das erklärt vielleicht, warum ich in meinem Traum daheim sterben wollte. Ich bin heimatlos wie Freddy Quinn, und da wollte ich einschlafen.

Gevatter Hein rauschte ab. Ich aber machte mich an meinen letzten Arbeitstag. Trank Unmengen Kaffee, um nicht einzuschlafen, telefonierte, erzählte allen, daß ich noch einmal ihre Stimme hören wolle. Daß ich mich über einen Besuch sehr freuen würde, noch heute.

Ich wußte – sie würden kommen. Ein Freund sagte mir:

„Eine gute Seite hat das Sterben. Ich kriege viel mehr Besuch als früher.“

Es gab auch Anrufe. Die *Stuttgarter Zeitung* wollte wissen, warum ich mein Abo gekündigt hätte.

„Nein, danke“, sagte ich, „das Blatt ist nicht schlechter geworden. Es ist nur so, daß ich im Laufe der nächsten Stunden sterben werde.“

Die Frau war echt irritiert.

Am frühen Nachmittag kamen die ersten Besucher. Sie waren mir recht, denn ich bin nach dem Essen immer etwas müde. Sie sahen mich bei bester Gesundheit, aßen ihren mitgebrachten Kuchen und vergaßen den Anlaß ihres Kommens. Da ich selber nicht mehr davon sprach, wurde auch meine Frau gesprächiger. Ich kann mit ihr über alles reden. Nur nicht über mein bevorstehendes Ableben.

Wir gingen dann noch ins Kino, *Kill Bill, Volume 2*, und anschließend auf ein Bier in die Weinstube Widmer.

Bekümmert sah ich die kümmerlichen Reste des einst großen und schönen Stuttgarter Rotlichtviertels und dankte in Gedanken den Stadtmüttern und -vätern, daß sie mit der Beseitigung dieser letzten Oase der Sünde bis zu meinem letzten Tag gewartet hatten.

Es war weit nach Mitternacht, als ich die letzten E-Mails abrief und zu Bett ging. Ich schlief gut ein.

Requiescat in pace

Er möge ruhen in Frieden – die Floskel ist ein frommer Wunsch, der eine gewisse Unsicherheit verrät. Hielt der Autor der Floskel es für möglich, man könne in Unfrieden ruhen? Ist die Ruhe nicht das Wesen des Friedens und der Friede das Wesen der Ruhe? Könnte man nicht versuchen, zu Lebzeiten in Frieden zu ruhen?

Zur Erinnerung an Peter O. Chotjewitz drucken wir in Auszügen den Essay, den er im Juni 2004 im Stuttgarter Literaturhaus in der Reihe „Betrifft:“ gehalten hat und der in dem gleichnamigen Band (edition suhrkamp 2379) in voller Länge nachzulesen ist.